

Neueste Nachrichten

Anzeigen-Preis:
Die einseitige Zeile für Dresden und Vorort 15 Pf., für außerhalb 20 Pf., im Reclametext 30 Pf., für Tabellen und complicirten Satz entsprechenden Zuschlag. Auswärtige Aufträge nur gegen Vorauszahlung. Nicht verlangte Exemplare können nur zurückgeschickt werden, wenn frankirt und adressirt Couvert beiliegt.

Unabhängige und geleseute Tageszeitung des Königreichs Sachsen und Mitteldeutschlands.
Berliner Redaktions-Bureau: Berlin, Leipzigerstraße 11/12, Ecke der Friedrichstraße, gegenüber dem Goutable-Gebäude.

Bezugs-Preis:
Durch die Post vierteljährlich Mk. 1.50 (ohne Wtzl.). Für Dresden u. Vorort monatlich 50 Pf. (ohne Wtzl.). Für Osterr., Ungarn vierteljährlich fl. 1.80. Deutsche Postbesitz-Kummer 5133. O. Herr. 2884.
Haupt-Geschäftsstelle: Bismarckstraße 49.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8897, Expedition Nr. 4571.

Paul Strobel, Schneidermeister
Breitestrasse 6, II. Etage
empfeilt gute dauerhafte Anzüge von 36 Mk. an Sommer-Überzieher von 30 Mk. an in allen Preislagen unter Garantie für guten Sitz. Anfertigung nur nach Maß. Großes Stofflager. Keine Confectionarbeit. 12088

Die heutige Nummer enthält 13 Seiten. Roman und Kirchen-Nachrichten siehe Beilage.

Die politische Lage in England.

Ueber die Eröffnung des englischen Parlaments und die seitliche Thronrede, welche so schnell war, daß sie selbst über Orléans, worauf doch das ganze Tagesinteresse sich concentrirt, nichts zu sagen wagte, haben wir an dieser Stelle schon einige Bemerkungen veröffentlicht. Ergänzungsweise sei darauf hingewiesen, daß neben Orléans noch ein anderes großes Gebiet — wenn man Egypten ausnimmt — der ganze Welttheil Afrika, in der Thronrede unerwähnt geblieben ist. Vergesslichkeit ist das ja nicht, aber um so mehr Verlegenheit. In Westafrika bekränzen die Franzosen unausgeseht die britische Interessensphäre, und die Pariser Niger-Conferenz, welche die englisch-französischen Mißverständnisse beseitigen sollte, kommt um keinen Schritt vorwärts. Das mag sich für England mit der Zeit einigermaßen klären, aber gegenwärtig läßt sich mit bestem Willen kein annehmendes Wort darüber sagen, und deshalb schweigt die Staatsrede. Kechnlich steht es mit Südafrika. Cecil Rhodes hat in Rhodesia immerhin etwas Aethiopes fertig gebracht. Aber der vorjährige Proceß hat auf seinen Namen und den der Chartered Company, welcher Chamberlain inwischen ihre Sovereignrechte zu nehmen im Begriff ist, so tiefe Schatten geworfen, daß man daran nicht gern vor der Öffentlichkeit rührt. Es kommt hinzu, daß der große Conspirator Cecil Rhodes, der jetzt in Chamberlain einen Gegner seiner Pläne sieht, nunmehr nach Capstadt gegangen ist, um die bevorstehenden Wahlen zum Colonialparlament „zu machen“. Er hofft, im neuen Copparlament über eine 2/3-Majorität verfügen zu können, und dann ist er dem Cabinet von St. James ein gefährlicher Gegner. Der diplomatische Feldzug gegen Transvaal ist völlig mißglückt, man hat nicht einmal die Wahl Ojm Krügers zu hinterziehen verstanden.

Das alles sind mißliche Zustände und heisse Punkte. Man kann es am Ende verstehen, daß die britischen Staatsmänner sich sträuben, in der Eröffnungrede oder in ihren parlamentarischen Reden die vielen wunden Stellen zu zeigen. Aber andererseits ist es doch nicht wohl möglich, soherweise den politisch geschulten Engländern die offenen Augen zu verschließen. Man wird von Salisbury verlangen, daß er irgend etwas dem Lande bringe, irgend einen positiven Erfolg, sei es in Orléans oder im Mittelmeer, in Afrika oder für Egypten im Sudan. Und wenn es nicht bald geschieht, mag es sich ereignen, daß die heute noch starke Majorität, über welche das Cabinet im Parlament verfügt, zusammenschmilzt und Lord Salisbury sein, im Vorjahr colportirt und bemerksamer Wort von der „Amts-mäßigkeit“ zur Wahrheit macht, um in Ehren von der politischen Schaubühne abzutreten und seinen Nachfolgern dieselben Qualen zu lassen, die ihn diese Jahre hindurch bekränzt haben.

Aus dem Reichstage.

Der Reichstag legte gestern mit einem geringen Aufgebote von Votiv und einem desto größeren von Regierungs-Vertretern die Beratungen des Haushalts für das nächste Jahr vor. Unter den Commissions des Bundesrats befand sich auch Major Leutwein in der Uniform der Schutruppen-Officiere. Zunächst wurde der Titel des Reichstages und der Reichstagespräsidenten beraten. Erst beim Vortritt der Reichstagespräsidenten kam es zu längerer Debatte. Dr. Barth, der sich als genauer Kenner der Familie der Schilde, und über angeblich harmlosen Gewohnheiten ausließ, hielt den Augen-

blick für geeignet, eine lange akademische Rede über Handels-Vertragspolitik zu halten. Herr v. Buol, der ahnte, was dem hohen Hause drohte, gab den „geehrten Herren zu bedenken, wohin es denn führen sollte, wenn die Herren alle beim Titel Reichstag in Washington die gesamte Handelspolitik oder auch nur den Aussenhandel besprechen wollten“. Das half inbeiden nichts, denn auch die Herren v. Seyd und Graf Kanth spannen das Garn der Handelsverträge weiter. Am Regierungstisch ergriff Graf v. Posadowski das Wort, um die Schutzmaßregeln gegen die amerikanischen Schilde zu verteidigen. Aus seinen Ausführungen ging hervor, daß man das nach der Ansicht auch amerikanischer Gelehrter höchst schädliche Insect fängt auf amerikanischem Obit auch in Berlin gefunden habe. Der Streit, ob Schutzoll oder nicht, ob Zollkampf oder keine, dehnte sich ins Endlose, so daß die Debatte schließlich vor dem Etat der Schutzgebiete abgebrochen werden mußte.

Nachstehend der Stenographische Bericht:

38. Sitzung vom 11. Februar 2 Uhr.
Fortsetzung der Staatsberichterstattung. Etat des Auswärtigen Amtes.
Capitel: Gesandtschaften und Consulate.
Abg. Schmidt-Burgberg (Centr.) begrüßt die Erklärungen des Staatssecretärs in Sachen der deutschen Gläubiger Friedenslands und wünscht, daß der Staatssecretär auch weiter diese Angelegenheit im Auge behalten möge. — Abg. Hoffe (nat.-lib.) bringt die Interessen der deutschen Gläubiger in Portugal zur Sprache. — Bei der Postfach in Paris wiederholt der Abgeordnete Herr Krenberg die vom Staatssecretär in der Commission abgegebene Erklärung zum Falle Dreyfus. — Beim Titel „Besitzung“ befragt Abg. Jochen (nat.-lib.) eine Bemerkung der Consulate in Danzig. In Ansehung seiner Interessen zurückgegangen. — Director Reichardt befragt dies, bemerkt aber, es sei doch nicht ausgeschlossen, daß unsere Interessen dort wieder zunehmen. Eine Ermächtigung der Consulate gebühre von der Reichsregierung bereits in Erwägung gezogen. — Beim Titel „Weisung“ geht Abg. Jochen (nat.-lib.) auf die Handelsverträge ein, wobei er betont, daß der Wohlstand in Deutschland zweifellos jetzt größer sei als vor den Handelsverträgen. Für ganz unbestreitbar halte er die sofortige Kündigung aller Handelsverträge. — Beim Titel „Washington“ befragt Abg. Barth (frei. Vereinig.) unsere handelspolitischen Beziehungen zu Amerika. Während der letzten fünfjährigen Verträge habe Frankreich an seiner Küstehälfte um 57 Millionen Rückgang, Deutschland dagegen unter der Capitulativen Handelsvertragspolitik das ganze enorme Anwachsen um 600 Millionen erzielt. Die deutsche Küstehälfte sei eine große Gewinne 1892 und 1893, wo der Ankerplatz in seiner Blüthe gestanden. Was die Vertragskündigung in der Juchersfrage anlangt, so sei Deutschland ja formell zu Juchersfällen berechtigt gewesen. Aber es würde nicht klug gewesen sein, Juchersfälle zu üben. Im Vorjahr seien zum ersten Male weit über 40 Proc. des amerikanischen Juchersconsums in Deutschland gewesen, und der Juchersconsum bei uns habe sich um 100 Millionen gesteigert. Nebenher berührt noch die Frage der San-José-Schilde. Dies befragt immer noch höchstens einige Juchers von Württemberg aus. — Abg. Juchers (nat.-lib.) geht trotz der Bitte des Reichstagespräsidenten gleichfalls ausführlicher auf die Handelsverträge ein und verlangt dabei Kündigung der Handelsverträge. — Staatssecretär Graf Posadowski bemerkt zur Beantwortung des Abg. Barth betreffend die San-José-Schilde, daß der Reichstagespräsident in dieser Sache nur seine Pflicht gethan habe. In Hamburg seien aus importirten Birnen und Äpfeln Schilde gefunden worden; dergleichen auch schon auf Äpfeln in Berlin. Redner verliest nun eine Reihe von wissenschaftlichen Mittheilungen, aus denen die Gefährlichkeit des Insectes hervorgeht. Einen Jucherskrieg werde Deutschland nie anfangen, so lange auf deutscher Seite noch ein merkantiles Augen liegt. Abg. Graf Kanth (cons.) empfiehlt in der Juchersfrage ein gemeinsames Vorgehen der europäischen Staaten. — Abg. Richter (frei. Volksp.) verweist sich zunächst über die Schilde und sodann über den Jucherskrieg. Er befragt, wobei er fragt, wer denn eigentlich mit den akademischen Reden über die Handelsverträge angefangen habe. Herr v. Buol sei doch im Abgeordnetenhaus das Wort gefahren. (Beifall.) Die Debatte wird geschlossen. — Die Positionen des Stats werden damit erledigt. — Morgen 1 Uhr Etat der Schutzgebiete, der Juchers und Verbrauchsteuer.
Schluß 1/2 Uhr.

Vom Zola-Proceß.

Paris, 11. Februar. (E.-L.-G.)
Um 11 1/2 Uhr trifft Zola am Justizpalast ein. Die Menge eilt auf seinen Wagen zu unter Schandrufen. Gleichzeitig kommt Oberst Picquart an; als er den Wagen verläßt, wird gerufen: „Nieder mit Picquart! Nieder mit dem Verräther!“ Der Sitzungssaal

bietet dasselbe bewegliche Bild wie in den letzten Tagen. Bei Zola's Eintritt erfolgt keine Kundgebung. Im Saale sind verstärkte Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung getroffen.

Nach der Vernehmung der Generale Vallée und Gouze, die nichts Wesentliches zu Tage förderte, folgte die allseitig mit größter Spannung erwartete Auslage Picquart's. Wir entnehmen derselben Folgendes:

Gegen den Monat Mai 1896 felen die Bruchstücke einer Telegramm-Notiz in meine Hände. In der Karte war, von dem Major Gherhazy in Ausdrücken die Rede, die mir ausbeuten schienen, daß Gherhazy in Beziehung zu ziemlich verdächtigen Personen stehe. Ich zog Erkundigungen ein, die ihm unglücklich waren und stellte Nachforschungen über sein Leben und Treiben überhaupt an. Das Ergebnis gereichte dem Officier nicht zur Ehre. Er zeigte eine auffallende Neugierde bezüglich gewisser militärischer Thatsachen, die geheim bleiben mußten. Ich machte von der Angelegenheit meinen Vorgesetzten Meldung, welche mir sagte, ich solle meine Nachforschungen fortsetzen. Ich verschaffte mir Stücke von der Hand dieses Officiers und die Vergleichung, die ich sodann zwischen dieser Handschrift und gewissen Schriftstücken anstellte, bestärkte meinen Verdacht. Was mir namentlich auffiel, war die Ähnlichkeit dieser Handschrift mit jener des bekannten Vorderaus, von dem man so viel gesprochen hat. Ich ließ Photographien der Handschrift herstellen und zeigte dieselben zwei sehr maßgebenden Personen, Herren Vertillon und dem Major du Paty de Clam. Vertillon sagte mir: Das ist genau die Handschrift des Vorderaus. Du Paty de Clam sagte zu mir: Das ist die Handschrift des Vorderaus. Ich wachte, daß ein höherer, mit Orden gekrönter Officier, dessen Namen ich nicht nennen kann, einer feindseligen Macht gewisse Documente lieferte. Ich will nicht weiter über die Geheimnisse enthalten, aber Major du Paty sagt in seinem Bericht, meine Uebersetzung habe ich auf die Thatsache gegründet, daß die Handschrift in dem geheimen Aktenstück mehr auf diejenige Gherhazy's passe als auf diejenige Vorderaus'. Ich wurde alsdann mit einem dienstlichen Auftrag betraut. Ich muß sagen, daß ich in der Zwischenzeit Gherhazy, der von Paris abwesend war, persönlich zurückkehrte und zu einem Zeugen, den man nicht verächtlich ansehen kann, sagte, es würde eine Anklage gegen ihn bevorstehen (Benennung). Kurz, man sandte mich nach Tunis, wo meine ganze Hoffung erbrochen wurde, ehe sie an mich weiterging.

Als ich während meines Aufenthaltes in Tunis Briefe von Personen erhielt, welche zu glauben schienen, daß ich immer noch mit dem Nachrichten-dienste betraut sei, schrieb ich an Oberst Gherhazy und bat ihn, wissen zu lassen, ob dies nicht mehr meines Amtes sei. Demru, welcher mein Untergebener gewesen war, antwortete nun in einer Art, daß ich ihm wieder antwortete, um formell Einspruch zu erheben gegen die Art und Weise, in welcher Thatsachen zur Kenntnis gebracht worden seien, die mir ertheilt, mir zum Vorwurf gemacht wurden. Ich eilte nach Paris und hatte Besprechungen mit meinem Rechtsbeistand Ledois; ich überließ demselben bestimmte Schriftstücke für meine Verttheidigung, im Besonderen die Briefe des General Gouze. Nach Tunis zurückgekehrt, hörte ich nichts mehr von der Sache sprechen, bis zu dem Tage, an welchem ich, bereits auf dem Wege nach dem Süden von Tunis, nach der Stadt Tunis zurückgekehrt wurde. Man stellte an mich eine Reihe von Fragen und ich erwiderte, Unterofficiere bestochen zu haben, in welchem er mir seine Handschrift verschaffte.

Küßbald informirte ich den Generalcommandanten von Tunis und schrieb an den Kriegsminister, um ihm von den Thatsachen Meldung zu machen und die Einleitung einer Untersuchung zu verlangen. Wenige Tage darnach wurde von einem großen Erstaunen diese Thatsache von der „Libre Parole“ erzählt. — Sodann berichtet Oberst Picquart über seine Vernehmung durch den General Vallée in Paris. Er erzählt, er sei wegen einer großen Anzahl von Punkten angegriffen und nicht als Zeuge, sondern als wirklicher Angeklagter behandelt worden. Vor dem Major du Paty sei es ebenso gewesen. Der Weichereiter in der Gherhazy-Affäre, sagt Picquart aus, schien sich viel mehr mit dem Major Gherhazy betraut, als ich gethan hatte, als ich mit dem General Gherhazy betraut wurde. Und doch habe ich viele Dinge gemeldet, welche diesem Officier zum Vorwurf gemacht. So z. B. eine Unterhaltungsaffäre, welche Gherhazy hätte vor das Kriegsgericht führen können. Dies in Tunis stehende Officiere, die ihn kannten, hätten mir vielerlei wenig Nützliches über ihn mitgeteilt. Man legte aber keinerlei Gewicht auf meine Angaben!

Als Picquart von den Berichtswachen zurücktrat, wird ihm eine wahre Ovation bereitet, man klatscht dem Officier, dessen elegante Jägeruniform aller Blicke auf sich zieht, begeistert Beifall und ruft: „Es lebe Picquart! Es lebe die Armee!“, während im Hintergrunde des Saales einige Protestrufe laut werden. Die Sitzung wird

Mütter.

Von einem Dresdner Armenpfleger.

I. Nacht.
Auf einem Landhause der Vorstadt sah ich heute die Mutter, wieder in den Besitz ihres in der nächsten Pflanzzeit wackelnden Kindes gesetzt und doch hatte es wieder Mißhandlung über Mißhandlung zu erdulden. Eine Zurechtweisung der Mutter seitens des Arztes war über das Kind hinweggegangen, — das Kind hatte nur Härtereis zu ertragen. Einmal Tages erdte ein Jammergeschrei aus der Wohnung des Weibes herab auf die Straße.

Unser Handwerkermeister kennt die Stimme und eilt in das Nachbarhaus. Bald kehrt er zurück, das geängstigte Mädchen in seinen Armen haltend. Der Anzeiger zu Folge, die er erkrankt, drag ich mich in seine Wohnung. Das Kind wurde mir zugeführt; nur schwachen reichte es mir die Hand. Gestalt, Hals und Arme zeigten noch deutliche Spuren unmenntlicher Behandlung. Ich ließ ihm den Sauerbrot mitteln. Dabei erfuhr ich denn auch, daß vergangener Winter die Mutter ihr schwerkrankes Kind in der kalten Stube eingeschlossen und so das hilflose Wesen sich selbst überlassen, so dastelle, wenn es in der Nacht irgend ein Verlangen gefühlt, mit Schlägen zur Ruhe gezwungen habe.

Ich erbat mir zunächst das Gutachten des Arztes und ging dann andern Tages zu dem einmündigen Weibe. Eine Beschlus, ein Weibchen von Alkoholdunst und Roder, warf mich zurück. Im Vorraum des Hauses lag noch einmal Weib und Kind das Heften können. Wie befragen Sie? So frag ich. „Alara Brantner“. Wie alt sind Sie? 32 Jahre. Wo ist Ihr Mann? Er hat mich seit drei Jahren verlassen. Während ich noch diese und jene Frage stellte, wanderte mein Auge durch alle Winkel. In der Ecke — Stube war es nicht zu nennen — stand ein gebrechlicher alter Mann, an demselben ein alter Goldstück, auf welchem Frau Dr. sah und einen schmutzigen Rock trug. Vor dem haushälterischen goldenen Kesselchen lag ein brennendes Feuer. Ein Schrank war nicht da, ebenso fehlten die Betten. Unter der schrägen Wand lag ein Strohsack, über welchen Lumpen gestreut waren. Wo schlafen Sie? „Hier“, und sie deutete auf den Lumpensack. Wo schlafen Ihre Kinder? Sie horchte auf bei dem Worte „Kinder“ und erwiderte: „Bei mir“. Das ist nicht ein Bett für sie? „Wir haben hier beide Platz“. Wo ist Ihre Tochter? „In der Küche“. Wann kommt sie nach Hause? Sie wachte wohl, weshalb ich dies fragen sollte und unter erbeudeten Thränen sagte sie, daß ihr Kind von Nachbarn weggeworfen worden sei. Es kurz mein Augenblick auch war, ich habe genug gesehen, genug gehört. Ich ging. Als ich eine Kruppe herabgingen war, den

Wochen waren es her, daß man Frau Brantner, so hieß die Mutter, wieder in den Besitz ihres in der nächsten Pflanzzeit wackelnden Kindes gesetzt und doch hatte es wieder Mißhandlung über Mißhandlung zu erdulden. Eine Zurechtweisung der Mutter seitens des Arztes war über das Kind hinweggegangen, — das Kind hatte nur Härtereis zu ertragen. Einmal Tages erdte ein Jammergeschrei aus der Wohnung des Weibes herab auf die Straße.

Unser Handwerkermeister kennt die Stimme und eilt in das Nachbarhaus. Bald kehrt er zurück, das geängstigte Mädchen in seinen Armen haltend. Der Anzeiger zu Folge, die er erkrankt, drag ich mich in seine Wohnung. Das Kind wurde mir zugeführt; nur schwachen reichte es mir die Hand. Gestalt, Hals und Arme zeigten noch deutliche Spuren unmenntlicher Behandlung. Ich ließ ihm den Sauerbrot mitteln. Dabei erfuhr ich denn auch, daß vergangener Winter die Mutter ihr schwerkrankes Kind in der kalten Stube eingeschlossen und so das hilflose Wesen sich selbst überlassen, so dastelle, wenn es in der Nacht irgend ein Verlangen gefühlt, mit Schlägen zur Ruhe gezwungen habe.

Ich erbat mir zunächst das Gutachten des Arztes und ging dann andern Tages zu dem einmündigen Weibe. Eine Beschlus, ein Weibchen von Alkoholdunst und Roder, warf mich zurück. Im Vorraum des Hauses lag noch einmal Weib und Kind das Heften können. Wie befragen Sie? So frag ich. „Alara Brantner“. Wie alt sind Sie? 32 Jahre. Wo ist Ihr Mann? Er hat mich seit drei Jahren verlassen. Während ich noch diese und jene Frage stellte, wanderte mein Auge durch alle Winkel. In der Ecke — Stube war es nicht zu nennen — stand ein gebrechlicher alter Mann, an demselben ein alter Goldstück, auf welchem Frau Dr. sah und einen schmutzigen Rock trug. Vor dem haushälterischen goldenen Kesselchen lag ein brennendes Feuer. Ein Schrank war nicht da, ebenso fehlten die Betten. Unter der schrägen Wand lag ein Strohsack, über welchen Lumpen gestreut waren. Wo schlafen Sie? „Hier“, und sie deutete auf den Lumpensack. Wo schlafen Ihre Kinder? Sie horchte auf bei dem Worte „Kinder“ und erwiderte: „Bei mir“. Das ist nicht ein Bett für sie? „Wir haben hier beide Platz“. Wo ist Ihre Tochter? „In der Küche“. Wann kommt sie nach Hause? Sie wachte wohl, weshalb ich dies fragen sollte und unter erbeudeten Thränen sagte sie, daß ihr Kind von Nachbarn weggeworfen worden sei. Es kurz mein Augenblick auch war, ich habe genug gesehen, genug gehört. Ich ging. Als ich eine Kruppe herabgingen war, den

zwei Anwohnerinnen durch hingeworfene Worte, wie: Schmal von einer Mutter! Nachtsball mich in ihr Gespräch zu geben. Sie hatten sich geirrt. Selbst wenn ich noch über dies oder jenes eine Auffklärung bedurft hätte, die diesen wenig Vertrauen erwerbenden Gestalten hätte ich mir dieselbe nicht geholt. Der Armenpfleger muß möglichst vorsichtig sein in der Wahl der Quellen, aus denen er zu schöpfen gedenkt. Mein Entschluß war gefaßt. In solcher Umgebung mußte ein Kind körperlich und sittlich verderben. So gefährdet Wesen öffnet unsere Pflanzzeit die Pforten. So beschreiben ihr Ansehens auch ist, soviel Segen ist doch schon von ihr ausgegangen. Meines Kind hat schon thranenreichen Augen die Anstalt verlassen, in die es zuerst den Fuß mit Bangen gesetzt. Es galt nun zu verhindern, daß das Weib, wie sie es bereits versucht, sich ihres Kindes wieder bemächtigt.

Mit Frau Hüßling und einem Beamten der Wohlfahrtspolizei begab ich mich desahls Nachmittags gegen 4 Uhr an die Schule, um das Kind in Empfang zu nehmen. „Sehen Sie?“ sagte Frau Hüßling aufgeregt, „dort schlief das Weib heran.“ Sie hatte recht. In der Ecke des Schulthors. Vom gegenüberliegenden Hausflur aus beobachtete ich. Es schlug 4 Uhr. Ein Knupp nach dem anderen, vom Lehrer geleitet, verließ das Schulhaus. Plötzlich ertönt ein marktschreierähnlicher Schrei: „Meine Mutter! meine Mutter!“ und ein Kind flieht, verfolgt von einem taumelnden Weibe, verfolgt von seiner eigenen Mutter. — Welch Jammerbild! Ein Kind sucht Hilfe gegen seine leidliche Mutter. Nun, es war der letzte Ausbruch eines gequälten Kinderberges. Die geängstete junge Seele kam in sichere Hufe; ein Pflegevater und eine Pflege-mutter, sie breiteten dauernd ihre schützende Rechte über dieses Kind. Blieb ihm auch der Himmel eines sich aufopfernden liebenden Mutterberges verschlossen, der Obhut war es entziffen.

Und das Weib? Sie fand in einem kleinen Neugieriger, immerhin über verlorenes Mutterrecht und suchend den Gewaltthäter. Auch ihr Schicksal war besiegelt. Der Leuzel Alkohold reichte sie weiter durch die Straßen, schab sie hier in eine einge Wacke, dort in einen Kreis schamloser Geistes, die sie dann von Gede zu Gede und wart sie endlich hinter eine hohe Mauer, über deren Thür geschrieben stand: „Städtische Anstalt!“ — Eine Mutter! — Es solle über dieses Nachtstück der Vorgang! „Sec.terr.“

Ein Weib folgt ihm, eine Blumenkranz hinter sich her schleppend. Der erste Schritt ins Eheleben. Die Ausschloßheit bei Weibe zumammensetzt, das Kaster hat ihnen die Thür geöffnet und das Gleich ihnen den Stuhl geboten. Es giebt noch ein Weibchen, ein Weibchen, einen Ausschloß eines Kindes und dann tritt Ruhe ein. Die Nacht breitet ihren Schleier über ein Jammerbild.

Neun Jahre sind seitdem ins Land gegangen, neun Jahre widerwärtigen Kampfes zwischen Gemeinheit und Barmherzigkeit. Bei allem Unfrieden aber, bei aller Noth haben Weib, Mann und Frau, doch einem die Treue gehalten. — Ihrem Hausgötzen, dem Leuzel Alkohold. Der Alkohold des Kindes ist nicht verkommen, er hat sich in einen Ran der Anklage gewandelt, der Anklage gegen ein — fühllos? in einen, gegen ein verwehrt Mutterweib.

Als, so steht das behauenerweichte Weibchen, befand sich, als ich auf Anordnung des Armenamtes die Mutter in Angelegenheit ihres Kindes zu besuchen hatte, in Blasse bei dem Schuhmacher Hüßling, dessen Tochter mit dem einmündigen Weibe behauete. Gewannte Familie hatte des Weibchen Geistes, Spuren unmenntlicher Behandlungen an dem Kinde wahrzunehmen. Demise

Wochen waren es her, daß man Frau Brantner, so hieß die Mutter, wieder in den Besitz ihres in der nächsten Pflanzzeit wackelnden Kindes gesetzt und doch hatte es wieder Mißhandlung über Mißhandlung zu erdulden. Eine Zurechtweisung der Mutter seitens des Arztes war über das Kind hinweggegangen, — das Kind hatte nur Härtereis zu ertragen. Einmal Tages erdte ein Jammergeschrei aus der Wohnung des Weibes herab auf die Straße.

Unser Handwerkermeister kennt die Stimme und eilt in das Nachbarhaus. Bald kehrt er zurück, das geängstigte Mädchen in seinen Armen haltend. Der Anzeiger zu Folge, die er erkrankt, drag ich mich in seine Wohnung. Das Kind wurde mir zugeführt; nur schwachen reichte es mir die Hand. Gestalt, Hals und Arme zeigten noch deutliche Spuren unmenntlicher Behandlung. Ich ließ ihm den Sauerbrot mitteln. Dabei erfuhr ich denn auch, daß vergangener Winter die Mutter ihr schwerkrankes Kind in der kalten Stube eingeschlossen und so das hilflose Wesen sich selbst überlassen, so dastelle, wenn es in der Nacht irgend ein Verlangen gefühlt, mit Schlägen zur Ruhe gezwungen habe.

Ich erbat mir zunächst das Gutachten des Arztes und ging dann andern Tages zu dem einmündigen Weibe. Eine Beschlus, ein Weibchen von Alkoholdunst und Roder, warf mich zurück. Im Vorraum des Hauses lag noch einmal Weib und Kind das Heften können. Wie befragen Sie? So frag ich. „Alara Brantner“. Wie alt sind Sie? 32 Jahre. Wo ist Ihr Mann? Er hat mich seit drei Jahren verlassen. Während ich noch diese und jene Frage stellte, wanderte mein Auge durch alle Winkel. In der Ecke — Stube war es nicht zu nennen — stand ein gebrechlicher alter Mann, an demselben ein alter Goldstück, auf welchem Frau Dr. sah und einen schmutzigen Rock trug. Vor dem haushälterischen goldenen Kesselchen lag ein brennendes Feuer. Ein Schrank war nicht da, ebenso fehlten die Betten. Unter der schrägen Wand lag ein Strohsack, über welchen Lumpen gestreut waren. Wo schlafen Sie? „Hier“, und sie deutete auf den Lumpensack. Wo schlafen Ihre Kinder? Sie horchte auf bei dem Worte „Kinder“ und erwiderte: „Bei mir“. Das ist nicht ein Bett für sie? „Wir haben hier beide Platz“. Wo ist Ihre Tochter? „In der Küche“. Wann kommt sie nach Hause? Sie wachte wohl, weshalb ich dies fragen sollte und unter erbeudeten Thränen sagte sie, daß ihr Kind von Nachbarn weggeworfen worden sei. Es kurz mein Augenblick auch war, ich habe genug gesehen, genug gehört. Ich ging. Als ich eine Kruppe herabgingen war, den

zwei Anwohnerinnen durch hingeworfene Worte, wie: Schmal von einer Mutter! Nachtsball mich in ihr Gespräch zu geben. Sie hatten sich geirrt. Selbst wenn ich noch über dies oder jenes eine Auffklärung bedurft hätte, die diesen wenig Vertrauen erwerbenden Gestalten hätte ich mir dieselbe nicht geholt. Der Armenpfleger muß möglichst vorsichtig sein in der Wahl der Quellen, aus denen er zu schöpfen gedenkt. Mein Entschluß war gefaßt. In solcher Umgebung mußte ein Kind körperlich und sittlich verderben. So gefährdet Wesen öffnet unsere Pflanzzeit die Pforten. So beschreiben ihr Ansehens auch ist, soviel Segen ist doch schon von ihr ausgegangen. Meines Kind hat schon thranenreichen Augen die Anstalt verlassen, in die es zuerst den Fuß mit Bangen gesetzt. Es galt nun zu verhindern, daß das Weib, wie sie es bereits versucht, sich ihres Kindes wieder bemächtigt.

Mit Frau Hüßling und einem Beamten der Wohlfahrtspolizei begab ich mich desahls Nachmittags gegen 4 Uhr an die Schule, um das Kind in Empfang zu nehmen. „Sehen Sie?“ sagte Frau Hüßling aufgeregt, „dort schlief das Weib heran.“ Sie hatte recht. In der Ecke des Schulthors. Vom gegenüberliegenden Hausflur aus beobachtete ich. Es schlug 4 Uhr. Ein Knupp nach dem anderen, vom Lehrer geleitet, verließ das Schulhaus. Plötzlich ertönt ein marktschreierähnlicher Schrei: „Meine Mutter! meine Mutter!“ und ein Kind flieht, verfolgt von einem taumelnden Weibe, verfolgt von seiner eigenen Mutter. — Welch Jammerbild! Ein Kind sucht Hilfe gegen seine leidliche Mutter. Nun, es war der letzte Ausbruch eines gequälten Kinderberges. Die geängstete junge Seele kam in sichere Hufe; ein Pflegevater und eine Pflege-mutter, sie breiteten dauernd ihre schützende Rechte über dieses Kind. Blieb ihm auch der Himmel eines sich aufopfernden liebenden Mutterberges verschlossen, der Obhut war es entziffen.

Und das Weib? Sie fand in einem kleinen Neugieriger, immerhin über verlorenes Mutterrecht und suchend den Gewaltthäter. Auch ihr Schicksal war besiegelt. Der Leuzel Alkohold reichte sie weiter durch die Straßen, schab sie hier in eine einge Wacke, dort in einen Kreis schamloser Geistes, die sie dann von Gede zu Gede und wart sie endlich hinter eine hohe Mauer, über deren Thür geschrieben stand: „Städtische Anstalt!“ — Eine Mutter! — Es solle über dieses Nachtstück der Vorgang! „Sec.terr.“